



MOZAMBIQUE



SÜDAFRIKA



Kirsten Boie

**Es gibt Dinge, die kann
man nicht erzählen**

Unverkäufliche Leseprobe

VERLAG FRIEDRICH OETINGER · HAMBURG

© Verlag Friedrich Oetinger GmbH, Hamburg 2013

Alle Rechte vorbehalten

Einband und Illustrationen von Regina Kehn

ISBN 978-3-7891-2019-0

www.kirsten-boie.de

www.oetinger.de

Diese Leseprobe enthält die Geschichte
MAMAS BUCH aus Kirsten Boies **ES GIBT DINGE,
DIE KANN MAN NICHT ERZÄHLEN** sowie ein Inter-
view mit der Autorin.

Das Buch erscheint im Oktober 2013.

Mamas Buch

Sonto weiß, dass es jetzt Zeit ist. Sie hat lange gezögert, und sie hat immer noch Angst. Aber sie trägt die Dose mit dem Buch unter ihrem Arm, und im Buch steht, dass es Zeit ist, Sonto hat es nur nie gewagt, sich auf den Weg zu machen.

Pholile an ihrer Hand schluchzt, weil sie noch müde ist. Sie wird damit aufhören, wenn die Sonne erst über dem Horizont steht und der Schlaf aus ihren Augen gerieben ist. Pholile ist noch so klein, dass sie nicht versteht, warum sie gehen müssen. Aber Sonto konnte sie doch nicht allein zurücklassen. Und außerdem muss es auch bei Pholile geschehen. Das Buch ist nicht nur Sontos Buch, es gehört ihnen jetzt allen, und was darin steht, gilt für sie alle gleich.

Bheki hat nach ihr getreten, als sie ihn an der Schulter gerüttelt hat. Bheki ist nicht mitgekommen. Auch Bheki sollte gehen, aber Bheki geht

nicht einmal mehr zur Schule. Was Sonto ihm sagt, ist Bheki ganz gleichgültig, wenigstens ist er groß genug, um allein zu bleiben in der Hütte, jetzt, wo Sonto mit Pholile aufgebrochen ist. 13 Jahre ist Bheki alt, so alt war Phefeni, als er gegangen ist.

Sonto denkt *gegangen*. Manchmal fragt Sonto sich, ob Phefeni nicht hätte gehen müssen, wenn Mama ihn eines Morgens früh geweckt und an die Hand genommen hätte, wie sie es jetzt mit Pholile tut. Aber Mama hat es ja nicht einmal für sich selbst gewagt. Und als sie es gewagt hat, war es zu spät.

Sonto und Pholile hilft Mama jetzt trotzdem mit ihrem Buch, so hat sie es gewollt. Sonto trägt die Dose mit dem Buch unter dem Arm, und sie passt auf, dass ihm nichts passiert.

Pholile hat aufgehört zu schluchzen. »Du bist ein großes Mädchen!«, sagt Sonto und rüttelt freundlich an ihrer Hand. »Wenn wir zum Fluss kommen, machen wir eine Pause.«

Es wird fast bis zum Mittag dauern bis Mhlosheni mit Pholile an der Hand, das weiß Sonto. Und was macht es aus, ob sie ein wenig

später kommen oder früher? Sie muss sehen, dass Pholile fröhlich bleibt, dass dieser Tag für sie wie ein schöner Ausflug ist, damit sie tut, was Sonto ihr sagt. Schließlich müssen sie auch wieder zurück sein bis zur Nacht, und Sonto denkt schon jetzt, dass Pholile dann weinen wird vor Müdigkeit. Und tragen kann sie sie nicht den ganzen Weg.

»Jetzt darfst du trinken!«, sagt Sonto. Sie hat Wasser mitgenommen in einer Flasche, Wasser aus dem Kanister, in dem sie es zu Hause vom Fluss holt; das wäre gar nicht nötig gewesen, jetzt sind sie schon am Fluss, aber was, wenn Pholile Durst gehabt hätte, bevor sie den Fluss erreicht hätten? Wenn sie die Flasche leer getrunken haben, kann Sonto sie am Ufer wieder füllen. »Setz dich hin, Pholile.«

Pholile setzt sich auf das trockene Gras und streckt die Beine geschlossen vor sich aus. »Du sollst mir vorlesen«, sagt sie.

Sonto hält die Flasche gegen die Strömung. Solange sie genug Wasser haben auf ihrem Weg, wird Pholile nicht nach Essen fragen.

»Lies mir vor!«, sagt Pholile.

Sonto schraubt die Flasche zu. Der Schriftzug auf dem Plastik ist kaum mehr zu lesen. »ce Te«, Sonto wüsste gerne, was das einmal war. »ce Te«, das klingt nach einem fremden Getränk, süß vielleicht, vielleicht berauschend wie das Marula-Bier, das sie bald wieder brauen werden. Aber jetzt ist in der Flasche nur Wasser, wer würde für einen Weg wie diesen wohl auch Marula-Bier wollen.

»Also!«, sagt Sonto. Sie spricht geheimnisvoll wie immer, wenn sie Pholile aus dem Buch vorliest. Manchmal bleibt Bheki auch dabei, manchmal. Und er setzt sich nie, ein paar Schritte entfernt steht er dann mit gekreuzten Armen; aber er schreit nicht, und er reißt ihr das Buch nicht aus der Hand, davor hatte Sonto Angst beim ersten Mal. Manchmal geht er, bevor Sonto aufgehört hat zu lesen.

Behutsam öffnet Sonto die Dose. Auch an die Dose hat Mama noch gedacht, kann man denn ahnen, ob die Termiten nicht auch wissen möchten, was Mama geschrieben hat? »Und was die Termiten lesen, fressen sie auf!«, hat Mama gesagt und gelacht. Mama hat lustige

Dinge gesagt, bis zuletzt. Fast immer ist aus ihrem Lachen ein Husten geworden.

Und wenn die Termiten das Buch verschonen, kann man denn ahnen, ob der Regen es auch verschonen wird? Wenn die Gewitter kommen und die starken Regengüsse, die das Grasdach der Hütte immer noch löcheriger machen und löcheriger (kann Bheki nicht wenigstens das erledigen?, wenigstens das?), wird das Buch sich dann nicht auflösen, sein Einband aus Karton, auf dem Sonto noch immer »cle Whip« lesen kann, trotz Mamas Versuchen, es mit einem großen, lachenden Gesicht zu übermalen, und die Schrift auf den Seiten? An all das hat Mama gedacht, und Sonto ist zum Laden an der großen Straße gegangen und hat die Dose geholt. Früher einmal waren Kekse darin, Sonto weiß, dass es Kekse waren; das Bild ist noch zu erkennen, die Dose ist noch gut, und sie musste nicht gleich dafür zahlen. Immer wenn jetzt ein Lilangeni übrig ist oder auch nur ein paar Cent, geht sie zum Laden und zahlt, der Händler drängt sie nicht. Er weiß, wofür sie die Dose braucht. Auch andere

Kinder holen sich bei ihm ihre Dosen, er hat längst nicht genug.

»Dieses Erinnerungsbuch ist für ...«, liest Sonto, und Pholile schmiegt sich in ihren Arm. Die nächsten Worte sprechen sie gemeinsam: »... Sonto, Bheki und Pholile.« Wer genau hinsieht, erkennt gleich, dass »Bheki« und »Pholile« mit einem anderen Stift geschrieben sind. Und in einer anderen Schrift.

Am Anfang wollte Mama für jedes Kind ein eigenes Buch machen, für Sonto zuerst: Weil sie die Älteste ist, jetzt, wo Phefeni gegangen ist. Aber die Zeit ist Mama davongelaufen. Da hat Sonto die Namen der anderen beiden dazugeschrieben, das hätte Mama gewollt. Wenn sie vorliest, liest Sonto an manchen Stellen »ihr«, wo »du« steht, und manche Sätze erfindet sie neu. Solange Pholile noch nicht lesen kann, ist das gleichgültig, und sie hört die Geschichten so gerne. Später wird Sonto ihr alles erklären.

»Ja«, sagt Pholile zufrieden. »Zuerst das von der Gugu.«

Sonto weiß, dass Pholile die Stelle so gerne hört, weil sie dabei das Foto ansehen kann.

Und weil Sonto immer einen Scherz dazu macht, den gleichen wie Mama, jetzt macht ihn Pholile schon selbst. Sie blättert vorsichtig um. Die Seiten sind mit Bindfaden in den Einband aus Karton geheftet, sie muss aufpassen, dass sie nicht einreißen.

»Deine Großeltern kamen aus Lubombo, aus der Nähe von Tikhuba«, liest Sonto. »In Lubombo ist das Land flach. Es ist heißer als bei uns in den Hügeln. Ganz nah sieht man die Berge, die Berge sind in Südafrika. Dein Großvater hat in Südafrika in den Minen gearbeitet.«

»Jetzt die Gugu!«, sagt Pholile und lacht. Mit dem Zeigefinger zeigt sie auf das Foto. Sonto sieht, dass in der Mitte unter der Farbe schon das weiße Papier hindurchschimmert, so oft hat Pholile daraufgetippt.

»Deine Gugu war stark und sehr dick«, liest Sonto. »Die Frau auf dem Foto ist nicht deine Gugu. Aber deine Gugu war genauso dick wie die Frau auf dem Foto.«

»Wie ein Elefant!«, ruft Pholile. »Wie der Chief!«

»Ja, so dick war die Gugu«, sagt Sonto, ob-

wohl sie die Gugu niemals gesehen hat. Noch nicht einmal auf einem Foto.

Das Foto im Buch haben sie aus einer Zeitschrift gerissen, »So dick war deine Gugu!«, hat Mama gesagt. »Deine Gugu war genauso dick wie die Frau auf dem Foto, jetzt weißt du, wie sie ausgesehen hat.« Mama hat lustige Dinge gesagt bis zuletzt, und Sonto hat das Foto ins Buch geklebt.

»Jetzt das Geschrei!«, sagt Pholile.

Sonto wirft einen schnellen Blick nach Osten. Sie will nicht mehr zu lange sitzen, hier am Fluss. Sie will in Mhlosheni sein, bevor die Sonne zu hoch steht.

»Das Geschrei!«, sagt Pholile. »Dann lauf ich.«

Sonto nickt. An dieser Stelle muss sie lügen. Aber was macht es aus, dass »Sonto« steht, wo sie »Pholile« liest? Auch Pholile wird doch geschrien haben, auch über Pholile war Mama glücklich, und Pholile hört die Geschichte so gerne. Später, wenn Pholile lesen kann, wird Sonto ihr alles erklären.

»Pholile, deine Geburt dauerte zweiundzwan-

zig Stunden. Du warst ein kräftiges Baby. Du hast gleich geschrien. Du hast so laut geschrien, dass ich dachte, das Dach stürzt ein. Aber das Dach ist nicht eingestürzt. Ich war sehr stolz auf meine kräftige Tochter. Alle haben sich über dich gefreut. Du hast immer so laut geschrien, auch wenn du trinken wolltest. Da haben sie sich nicht mehr gefreut. Das ist ein Scherz.«

»Ich kann immer noch ganz laut schreien«, sagt Pholile zufrieden. »Aaaaah!«

Sonto steht auf und klopft sich den Rock ab.

»Komm«, sagt sie.

Sie gehen durch den Fluss, es hat lange nicht mehr geregnet, und er ist fast nur noch ein Rinnsal. An der Furt werden ihre Füße nur ganz in der Mitte noch nass, und Pholile bohrt ihre Zehen beim Waten in den Grund.

»Schwapp, schwapp!«, sagt sie.

»Lass!«, sagt Sonto.

Zuerst hat sie die Pappe geholt, im Laden an der großen Straße, die Dose hatte sie da noch nicht. Es gibt immer Kartons im Laden, der Händler bekommt darin seine Ware. Der Händler hebt die Kartons auf, immer kommen

Menschen, die sie brauchen. Er hat für Sonto die Pappe zurechtgeschnitten, sogar Löcher hat er mit einem Nagel gebohrt, dass die Blätter hineinpassen und mit einem Bindfaden zusammengebunden werden können. Die Blätter hat Sonto in der Schule bekommen. Sie weiß nicht, ob der Lehrer sie ihr geben durfte. Aber er hat sie ihr gegeben, auch später noch, immer noch mehr.

»Schon wieder vollgeschrieben?«, hat er gefragt. Der Lehrer schreibt kein Buch. Glaubt er, dass seine Kinder es nicht brauchen werden? Oder hat der Lehrer keine Kinder?

Geschrieben hat Mama zu Anfang noch allein. Sie hat auf dem Boden vor der Hütte gesessen und geschrieben, und manchmal hat sie dabei gelacht. Dann hat sie Sonto vielleicht vorgelesen, was sie geschrieben hat, bis der Husten gekommen ist und sie aufhören musste. Aber geschrieben hat Mama zu Anfang noch allein.

Einmal hat sie dabei geweint. Sonto ist nicht zu ihr gegangen. Sie hat nicht darauf gewartet, dass Mama ihr erklären würde, warum sie geweint hat. Aber Mama hat es doch getan.

»Sonto«, hat Mama gesagt. »Das hier gehört eigentlich in Phefenis Buch. Aber Phefeni kann ich es nicht mehr schreiben.«

Sie weint, weil Phefeni gegangen ist, hat Sonto gedacht. Es war noch nicht lange her damals. Für Phefeni musste Mama nun kein Buch mehr schreiben.

»Weil ich es Phefeni nicht schreiben kann, schreibe ich es dir«, hat Mama gesagt. »Ich muss es noch aufschreiben, bevor ich gehe. Es ist eine traurige Geschichte, Sonto. Für Bheki und Pholile schreibe ich es nicht. Bheki und Pholile sind zu klein.«

Nun hat sie für Bheki und Pholile gar nichts mehr geschrieben. Aber die traurige Geschichte steht in Sontos Buch, das jetzt auch Bhekis und Pholiles Buch ist, und Sonto hat sie Pholile noch nie vorgelesen. Ob Bheki sie gelesen hat, weiß sie nicht. Mit Bheki spricht sie nicht über solche Dinge.

»Sonto, es war, als ich ein großes Mädchen war, dort im Lubombo Distrikt. Dein Großvater ist zur Arbeit nach Südafrika in die Minen gefahren. Sein Bruder hat auf deine Gugu und uns Kinder aufge-

passt. Er war der jüngere Bruder. Er wollte nicht in den Minen arbeiten. Sonto, ich war nicht viel älter, als du es jetzt bist. Er hat nicht auf uns aufgepasst. Er hat etwas ganz anderes getan, Sonto, was man nicht schreiben kann, und er hat mir gedroht, dass er mich tötet, wenn ich ihn verrate. So ist Phefeni geboren, und ich bin nach Matsapha gegangen in die Fabriken, um Geld zu verdienen. Für Phefeni und für mich. In Matsapha habe ich deinen Vater kennengelernt. Er war ein guter Mann. Als es keine Arbeit mehr für uns gab, sind wir zurück nach Shiselweni gegangen zu seiner Familie. Phefeni war für ihn wie ein Sohn. Aber ich habe ihm nie gesagt, wer Phefenis Vater war. Ich habe gelogen, verzeih mir, es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen. Aber jetzt, wo ich bald gehen muss, Sonto, will ich sie doch erzählen, weil die Wahrheit sonst mit mir geht. Und dann ist es, als wäre sie aus der Welt und nie gewesen, darum soll irgendwer davon wissen, du weißt jetzt davon, Sonto. Jede Nacht liege ich wach und denke daran, noch immer. Pass auf deine Geschwister auf, Sonto, pass auf deine Geschwister auf.«

Ja, sie musste immer neues Papier aus der Schule mitbringen zu Anfang. Zu Anfang hat

Mama geschrieben und geschrieben, und ihre Schrift war kräftig. Die Zeilen sind am Ende der Seite ein wenig nach unten vom Papier gerutscht.

»Du hörst gar nicht zu!«, sagt Pholile. Vor ihnen liegt die Straße, der rote Sand wird langsam heiß unter den Füßen. »Was machen wir in Mhlosheni?«

»Das habe ich dir doch erzählt«, sagt Sonto.
»Ein Geheimnis.«

Pholile kneift die Brauen zusammen. »Dann hast du es nicht erzählt!«, sagt sie. »Ein Geheimnis ist nicht erzählt.«

»Ich zeige dir, wo ich mit Mama war«, sagt Sonto. Das ist nur die halbe Wahrheit, irgend-etwas muss sie jetzt erzählen. »Das ist das Geheimnis. Da gehen wir jetzt hin, nur wir beide. Ich zeige dir, wo ich immer mit Mama war.«

Pholile sieht ein bisschen verwirrt aus. Sie kann sich an Mama erinnern, das weiß Sonto bestimmt, so lange ist es doch noch nicht her. Aber für Pholile vielleicht schon, sie ist noch so klein. »Bheki darf nicht mit!«, sagt Pholile zufrieden.

»Nein, das ist nur unser Geheimnis!«, sagt Sonto.

Zu Anfang war es auch Mamas Geheimnis, sie hat nicht gesagt, wohin sie gegangen ist, zu Anfang nicht. Und als sie zum zweiten Mal fort war, hat sie geweint, als sie zurückgekommen ist. Aber sie hat nicht geredet. Bald danach hat sie Sonto geschickt, den Karton zu holen. Und das Papier aus der Schule.

Und obwohl Mama noch allein geschrieben hat, immerzu, immerzu zu Anfang, obwohl sie noch kräftig war und den Maisbrei gerührt hat über dem Feuer, hat Sonto doch gewusst, was sie Mama in Mhlosheni gesagt hatten. Sie hat es schon gewusst, bevor Mama geweint hat, schon bevor sie zum ersten Mal gegangen ist, immer dünner war sie ja geworden und konnte kein Essen bei sich behalten, und der Husten hat sie so geschüttelt, dass Pholile manchmal weggelaufen ist.

Dann später konnte es kein Geheimnis mehr bleiben. Und so vielen war es ja schon genauso gegangen im Chieftom und in den Hügeln überall, warum sollte Mama da nicht die Wahr-

heit sagen? Warum sollte sie sich schämen für etwas, das doch nicht ihre Schuld war? Sonto denkt an den unbekannten Onkel im Osten, im Lubombo Distrikt; wenn Mama Phefeni angesteckt hat, muss die Krankheit schon in ihr gelauert haben, als sie Phefeni geboren hat. Auch daran, dass Papa gegangen ist, ist dann der Onkel schuld, an allem.

»Jetzt musst du mir helfen, Sonto!«, hat Mama eines Tages geflüstert. Sie hat gekeucht. Ihre Stirn war heiß, und ihre Augen haben geblinzt, schon lange konnte sie nicht mehr nach Mhlosheni gehen. Manchmal ist eine Schwester zu ihnen in die Hütte gekommen, nicht oft. Die Schwestern haben nicht genug Zeit, und der Weg ist zu weit, und es sind zu viele Menschen, die in den Hütten liegen, und außerdem, was sollte es schon helfen.

Von diesem Tag an hat Sonto auf dem Papier aus der Schule geschrieben, auf den Seiten im Buch ist die Schrift nun rund und ordentlich und stürzt nicht mehr über den Rand nach unten. Sonto war immer stolz, wie ordentlich sie schreiben kann. Trotzdem wäre es schö-

ner, wenn auch diese Seiten in Mamas müder Schrift geschrieben wären.

»Meine schönsten Erinnerungen an die Zeit mit dir!«, hat Mama geflüstert. »Schreib das über die Seite. Hörst du, Sonto?«

Und Sonto hat ihr den Schweiß von der Stirn gewischt und nicht zu sagen gewagt, dass sie die schönsten Erinnerungen an Pholile und Bheki doch gleich mit dazu erzählen soll, weil es ein eigenes Buch für Pholile und Bheki nun niemals geben wird. Sie hat genickt und geschrieben.

»Du warst ein braves Kind, Sonto, und ein fröhliches Kind. Als du klein warst, hast du viel gelacht. Dein schönstes Spielzeug war die Puppe, die die Nachbarin dir geschenkt hat, als ihr letztes Kind gegangen war. Kein Kind sonst hatte eine Puppe, die Nachbarin hatte sie selbst genäht. Du hast mit ihr gesprochen und sie gefüttert, wenn du gegessen hast, Sonto. Darum hat sie jetzt diese Flecken, wo ihr Gesicht sein sollte, und ich habe gewusst, dass du einmal eine gute Mutter sein wirst. Jetzt hat Pholile die Puppe, pass gut auf Pholile auf.«

Sonto muss das Buch gar nicht lesen, sie hat

alle Worte im Kopf. Wenn sie daran denkt, ist es, als ob Mama mit ihr spricht: Über ihre eigene Kindheit in der Hitze der Ebenen im Osten, über die Zeit in den Fabriken; über Sontos Vater, über alles, was er ihr aus seinem Leben erzählt hat; und Ermahnungen, lustige Geschichten, ein Gebet. Aber Sontos Lieblingsseite ist die Seite, über die sie *Was ich mir für dich wünsche* schreiben musste.

»Was ich mir für dich wünsche.

Ich liebe dich sehr, Sonto. Eine bessere Tochter hat keine Mutter, ich liebe dich sehr. Für dein Leben wünsche ich dir, dass du glücklich wirst. Dass die Krankheit nicht in dir lauert und dass du mir vergibst, wenn sie es tut, denn dann ist sie von mir zu dir gekommen bei deiner Geburt, vergib mir, Sonto, meine wunderbare Tochter! Aber wenn die Krankheit noch draußen auf dich wartet, dann wünsche ich mir, dass du dafür sorgst, dass sie dich niemals finden kann. Pass auf dich auf, Sonto, meine wunderbare Tochter! Sieh, was mir geschehen ist!

Für dein Leben wünsche ich mir, dass du zur Schule gehst, bis zum Schluss. Du musst das Geld für die Uniform finden, damit du gehen darfst, und



für die Schulschuhe. Ein Tag ohne Essen im Magen ist nicht so schlimm wie ein Tag ohne Schule. Du musst lernen, Sonto, dann kannst du vielleicht eine gute Arbeit finden und ein gutes Leben führen. Und einen guten Mann finden, der es nicht in sich trägt. Ich liebe dich sehr, Sonto, und ich werde auf dich achten, wenn ich gegangen bin, und alle Vorfahren werden es mit mir tun, denn ich werde sie darum bitten.»

Sonto streicht sich im Gehen über die Nase. Mama hat geweint, als sie ihr das diktiert hat, danach hat es nicht mehr lange gedauert. Aber plötzlich hat Mama aufgelacht, es hat wie ein Schluchzen geklungen oder vielleicht wie ein Husten, aber Sonto hat sie ja gekannt und wusste, dass es ein Lachen war.

»Auch deine dicke Gugu!«, hat Mama geflüstert, Mama hat lustige Dinge gesagt bis zuletzt, und Sonto musste einen Augenblick überlegen, aber dann hat sie verstanden, dass Mama gemeint hat, auch die dicke Gugu aus dem Lubombo Distrikt würde auf sie achten, und sie hat mitgelacht. Sonto denkt oft daran, dass sie alle das jetzt tun, alle Vorfahren. Weil Mama

sie darum gebeten hat. Darum ist Sonto nicht allein.

»Sind wir bald da?«, fragt Pholile. Bald wird Sonto auch für Pholile eine Schuluniform brauchen und Schulschuhe. Sonto wird sehen müssen, woher sie die Uniform und die Schuhe bekommt. »Setz dich noch einen Augenblick«, sagt Sonto. »Es ist nicht mehr weit. Ich les dir noch einmal vor.« Pholile lässt sich ins Gras am Straßenrand plumpsen, das rot ist vom Staub und trocken, jetzt am Ende des Sommers. »Wie lieb ich bin!«, sagt sie. »Wie sie mich lieb hat.«

Da öffnet Sonto die Dose und öffnet das Buch und liest vor, wozu sie doch eigentlich das Buch gar nicht brauchen würde.

»Was ich mir für dich wünsche.

Ich liebe dich sehr, Pholile. Eine bessere Tochter hat keine Mutter, ich liebe dich sehr. Für dein Leben wünsche ich dir, dass du glücklich wirst. Dass die Krankheit nicht in dir lauert und dass du mir vergibst, wenn sie es tut, denn dann ist sie von mir zu dir gekommen bei deiner Geburt, vergib mir, Pholile, meine wunderbare Tochter! Aber wenn die Krank-

heit noch draußen auf dich wartet, dann wünsche ich mir, dass du dafür sorgst, dass sie dich niemals finden kann. Pass auf dich auf, Pholile, meine wunderbare Tochter!«

»Sie lauert nicht!«, sagt Pholile entschieden, und warum sollte sie das auch tun in einem Mädchen, das lacht und hüpfet und seine Puppe küsst, wenn es sie füttert, und abends nicht einschlafen will, wenn Sonto ihm die Matte ausrollt, weil noch so viel Kraft in ihm ist und so viel Fröhlichkeit?

Aber Phefeni hat auch gelacht, Phefeni wollte auch nicht schlafen. Darum gehen sie jetzt nach Mhlosheni, Sonto hat es Mama versprochen, sie müssen es wissen.

»Ich bin ihre wunderbare Tochter«, sagt Pholile. »Bist du auch ihre wunderbare Tochter, Sonto?«

Da liest Sonto noch das mit der Schule und dem Lernen und am Ende auch noch, was Mama über die dicke Gugu geschrieben hat.

»Ja, die passen alle auf«, sagt Pholile und sieht zu, wie Sonto die Dose wieder schließt. »Ist es noch weit bis zum Geheimnis?«

Schon wieder wischt sich Sonto den Staub vom Rock. »Nicht mehr sehr!«, sagt sie. »Du kannst deine Schritte zählen, Pholile. Du kannst doch schon zählen.«

Pholile nickt ernsthaft, eine Weile ist sie jetzt beschäftigt. Sonto hört, wie die Zahlen sich verwirren, wenn Pholile bei zehn angekommen ist. Wenn sie auf verschlungenen Wegen zwanzig erreicht, beginnt sie wieder mit eins.

Für dein Leben wünsche ich dir, dass du glücklich wirst. Dass die Krankheit nicht in dir lauert.

Hinter der Biegung muss jetzt bald die Krankenstation von Mhlosheni auftauchen: das große Schild, das allen sagt, welche Hilfe hier zu haben ist jeden Tag von den beiden Krankenschwestern, die immer freundlich sind, freundlich und müde, das weiß Sonto noch; und von den weißen Ärzten, die einmal in der Woche in ihrem Wagen kommen, mit Zorn in den Augen nicht auf die Menschen, sondern auf die Krankheit, die sich nicht besiegen lassen will, wie sehr sie sich auch bemühen. Dann fahren sie zurück in ihre Länder, in denen es immer kalt ist und in die ihnen die Krankheit nicht folgt; und viel-

leicht vergessen sie, was sie nicht ertragen können, und vielleicht erinnern sie sich an Augen, in denen keine Hoffnung mehr ist, an bellenden Husten und an Haut, die blüht; an Mütter und Väter und Kinder, die zu spät gekommen sind, so viele zu spät.

Darum hat Sonto Pholile heute Morgen so früh geweckt, sie hat gesehen, was sie gesehen hat: bei Papa, bei Mama, bei Phefeni. Mama hätte gewollt, dass sie herkommt, auch wenn sie am Ende nicht mehr die Kraft hatte, die Sätze zu diktieren. Aber Sonto hat Mamas Stimme gehört in ihrem Kopf, und so hat sie es selbst aufgeschrieben, Pholile und Bheki müssen niemals erfahren, dass sie die Sätze allein geschrieben hat. Mamas Sätze sind es trotzdem.

Sie hat es geschrieben, als Mamas keuchender Atem ausgeblieben ist auf der Matte in der Hütte, gleich danach. Sie hat gesessen und Mamas Hand gehalten, während Mamas Augen schon seit Stunden in eine Ferne gesehen haben, von der kein Lebender weiß, und während ihr Atem stoßweise kam; und als die Pausen immer länger wurden zwischen den Atemzü-

gen, die waren wie ein Seufzen, hat sie endlich nach Pholile gerufen und nach Bheki, aber Bheki ist nicht gekommen. Pholile hat Mamas Gesicht gestreichelt, Pholile kennt ja kein anderes Gesicht von ihr; nicht Mamas lachende Augen, Mamas runde Wangen, Pholile ist noch so klein, und die Frau auf der Matte ist Mama, so ist sie für Pholile immer gewesen. Dann ist der Atem ausgeblieben.

Sonto hat noch einen Augenblick gewartet, dann hat sie Pholiles Hände zusammengelegt zum Gebet, ihre eigenen auch. Nach dem Gebet hat sie Pholile zur Nachbarin geschickt. Pholile war noch so klein, aber Bheki war nicht da, und Sonto musste noch bleiben.

»Mama ist gegangen, Pholile«, hat Sonto gesagt. »Sag der Nachbarin, dass sie kommen soll.« Und Pholile hat sich auf den Weg gemacht über den Hügel und hat nicht geweint, stolz, dass sie die Nachricht alleine überbringen durfte, jetzt war sie ein großes Mädchen.

Aber Sonto ist geblieben. Neben Mama hat sie das Buch aufgeschlagen und geschrieben, was Mama nun nie mehr schreiben konnte.

Sonto, ich wünsche mir, dass ihr nach Mhlosheni zur Krankenstation geht, alle meine Kinder. Ich wünsche mir, dass ihr es wisst, auch wenn die Angst groß ist, denn wenn alles gut ist, danke ich dem Herrn, und ihr müsst euch nicht sorgen. Aber wenn die Krankheit doch in euch lauert, verzeiht mir, Kinder!, werden sie euch helfen in Mhlosheni mit ihren Medikamenten, und ihr könnt noch viele glückliche Jahre haben.

So hätte Mama es geschrieben, so hat Sonto es geschrieben, Pholile und Bheki müssen nichts wissen von ihrer kleinen Lüge.

Sie hat Mama angesehen, die nun so friedlich dalag auf ihrer Matte und nicht mehr kämpfen musste um jeden Atemzug, und sie hat ihr die Augen geschlossen und Mama um Verzeihung gebeten, dass sie es geschrieben hatte in ihrem Namen, obwohl sie doch wusste, dass Verzeihung nicht nötig war: Weil Mama es von ihrer großen Tochter gewollt hätte, genau so. Und Sonto ist neben Mama sitzen geblieben, bis Pholile mit der Nachbarin gekommen ist, stolz, dass sie sie geholt hatte, ganz allein. Sonto wollte Mama ansehen, solange sie noch

Mama war, als wäre noch Leben in ihr, als könnte sie gleich die Augen aufschlagen und lachen und sagen: *Hast du geglaubt, ich wäre gegangen, Sonto, meine wunderbare Tochter?* So lebendig, so lebendig.

Aber Sonto weiß ja, dass Mama nicht mehr lange bleiben wird, sie weiß es von Phefeni und von Papa. Bald wird Mama ganz verschwunden sein aus dem Körper, der jetzt noch so warm daliegt auf der Matte und wie immer, und aus dem Gesicht, das leer werden wird. Nicht mehr lange, und Sonto wird anderswo nach Mama suchen müssen, nicht mehr in diesem Gesicht, das bald fremd sein wird. Bis das geschieht, will Sonto bei ihr bleiben.

»Ich kann das sehen!«, ruft Pholile und hüpfte im roten Staub der Straße. Das Schild auf seinen hohen Pfosten ragt über die Sträucher, dann ist da schon das schwarze eiserne Tor, dessen rechter Flügel noch immer schief in den Angeln hängt. »Sind wir da, Sonto, sind wir jetzt da?«

Vor dem weiß getünchten Bungalow sitzen zwei Männer auf der ausgedörrten Erde, die

Köpfe haben sie an die Wand gelehnt. Nur einer hat die Augen geschlossen.

»Ja, jetzt sind wir da!«, sagt Sonto. »Du bist ein großes Mädchen, Pholile, du kannst schon so weit gehen! Gleich darfst du die Krankenstation von Mhlosheni sehen. Du weinst doch nicht, wenn es einen kleinen Pikser gibt? Du bist doch schon groß!«

Pholile guckt neugierig, als sie den Raum hinter der Eingangstür betreten, in dem auf einer hölzernen Bank ohne Lehne und auf dem Boden geduldig die Patienten warten, Männer, Frauen und Kinder. Manche haben sich nur einen Arm gebrochen oder bei der Ernte mit der Hacke in den Fuß geschlagen, die Schwestern werden ihnen helfen. Man muss sich anmelden, man muss sagen, warum man gekommen ist.

Pholile drängt sich gegen Sontos Beine. »Aber nur ein ganz kleiner Pikser?«, fragt sie verwirrt. »Ist das das Geheimnis?«

»Das ist das Geheimnis!«, sagt Sonto und geht zu der Schwester, die das große Buch aufschlägt, in das sie jetzt auch ihren Namen schreiben wird und Pholiles Namen und dahin-

ter, an welchem Tag sie gekommen sind, um die Testung zu machen.

Die Schwester lächelt und streichelt Pholile über den Kopf, und Sonto sagt Pholile nicht, dass das Geheimnis noch ein Geheimnis bleiben wird bis zu ihrem nächsten Besuch.

»Ich bin Mamas wunderbare Tochter!«, sagt Pholile und zeigt der Schwester die Dose. »Das steht da drin.«

Als sie in den Raum gehen, in dem der weiße Arzt lächelnd wartet mit seinem müden Gesicht, weiß Sonto, dass Mama jetzt auf sie heruntersieht und stolz auf sie ist; und alle Vorfahren und die dicke Gugu aus dem Lubombo Distrikt auch.

**Es gibt Geschichten,
über die muss man sprechen**

Ein Gespräch mit Kirsten Boie

Ihr neues Buch erscheint im Oktober 2013 unter dem Titel »Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen« und versammelt Geschichten über Swasiland. Was verbinden Sie mit diesem Land in Afrika?

Swasiland ist ein landschaftlich wunderschönes Land zwischen Südafrika und Mozambique. Das Land hat die höchste HIV-Infektionsrate weltweit, die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 31 Jahre; 12 % der Bevölkerung sind daher Waisen oder Halbwaisen, das sind 45 % aller Kinder. Da dies das Kernproblem des Landes ist, aus dem praktisch alle weiteren Probleme resultieren, ist es das Erste, worüber ich sprechen muss, wenn ich an Swasiland denke.

Ihre Geschichten spielen in Shiselweni, einem der vier Distrikte Swasilands. Wie sieht es dort aus, und in welcher Situation befinden sich die Kinder?

Shiselweni ist der abgelegenste und infrastrukturrell am wenigsten erschlossene Distrikt des Landes und liegt in einer idyllischen Bergregion. Das Straßennetz besteht abseits der Hauptstraßen aus Sandpisten in zum Teil katastrophalem Zustand, da die Menschen, die sie in Ordnung halten müssten,

zunehmend krank sind oder sterben. Dorfgemeinschaften sind oft nur durch Fußpfade miteinander verbunden. Es gibt, wie in Afrika inzwischen ja üblich, zwar ziemlich überall ein Handynetz, das Geld für airtime ist aber von den Menschen kaum aufzubringen: 63 % leben von weniger als 60 Cent am Tag. Internetzugang, Fernsehen, überhaupt die für uns selbstverständlichen Informations- und Kommunikationsmittel sind dort kaum verbreitet, was jede Arbeit in der Region erheblich erschwert.

Viele Kinder haben durch Aids ihre Eltern verloren, leben mit ihrer Großmutter oder als child headed families allein, häufig in Lehmhütten, die allmählich verfallen, weil die Kinder sie nach den starken Regenfällen der Regenzeit nicht wieder instand setzen können. Sie leben ohne Strom und Wasser, und Spielzeug, egal wie klein oder schäbig, habe ich nicht ein einziges Mal irgendwo gesehen. Traditionell haben sich in Swasiland die Dorfgemeinschaften um verwaiste Kinder gekümmert, und genau das ist, wegen des rasanten Schrumpfens der Dorfgemeinschaften, jetzt nicht mehr möglich. Früher gab es auf siSwati nicht einmal ein Wort für »Waise«. Jetzt müssen vollkommen neue Wege der Unterstützung und Betreuung der Waisen gefunden werden.

Gab es reale Vorbilder für Thulani, Nomphilo, Sonto und die anderen Kinder in Ihren Erzählungen?

Ja. All diese Kinder habe ich kennengelernt, zu Hause in ihren Hütten. Aber natürlich bleibt eine Geschichte immer eine Geschichte.

Meine Schwierigkeit im Umgang mit diesen Erlebnissen war – und ist bis heute –, dass das Elend, das uns in Swasiland regelmäßig begegnet, so sehr über meinen eigenen Erfahrungshorizont hinausgeht, dass ich alles, was ich sehe und höre, nur schwer glauben kann. Wenn man z. B. einen Workshop besucht, in dem Frauen lernen, wie man Memory Books schreibt und bastelt, die für die Kinder die Erinnerung an ihre toten Eltern aufrechterhalten sollen (davon handelt ja die Geschichte »Mamas Buch«), wenn diese Frauen dabei aber ganz vergnügt sind, schwatzen und lachen und sich keineswegs so verhalten, wie wir das vielleicht von Menschen erwarten würden, die den Tod vor Augen haben; wenn die Kinder spielen und toben und Quatsch machen und sich kaputt lachen wollen, wenn man mit ihnen herumkaspert – dann erschwert das den Glauben an die Realität, von der man ja weiß. Jeder kennt das: Es gibt Dinge, die man weiß – und trotzdem nicht glauben kann. Indem ich die Geschichten aufgeschrieben habe, habe ich die Wirklichkeit, die

ich erlebt habe, auch für mich selbst noch einmal beglaubigt.

Sie engagieren sich seit sechs Jahren in einem Aids-Waisen-Projekt. Worin besteht die Arbeit dieses Projekts?

Eine Situation, wie wir sie in Swasiland gerade erleben und bei der die Elterngeneration in einem Land einfach wegstirbt, während die Kinder allein zurückbleiben, ist historisch neu. Gewohnte westliche Formen der Versorgung von Waisen wie Waisenhäuser oder Kinderdörfer funktionieren nicht bei geschätzten 150 000 Waisen auf eine Bevölkerung von nur einer Million. Aus Swasiland selbst stammt das Konzept der Neighbourhood Carepoints (NCPs – Swasiland ist auch das Land der Abkürzungen!). Ehrenamtliche aus den Dörfern betreuen dort ohne jede Bezahlung vor allem Kleinkinder, die täglich kommen und mittags auch dort essen können. Diese Idee ist im Land selbst entstanden – man muss die Situation kennen, um adäquat reagieren zu können.

Das Projekt MobiDiK (»Mobiler Dienst für Kinder«) unterstützt die Ehrenamtlichen an 100 NCPs auf unterschiedlichste Weise, materiell und durch Fortbil-

dungen, und betreut die ca. 4000 Kinder direkt an den NCPs mit einem Ambulanzfahrzeug regelmäßig medizinisch. Wenn 50 % der Mütter bei der Geburt HIV-positiv sind, dann müssen die Kinder zudem dringend getestet und hinterher eventuell weiter betreut werden, sie müssen geimpft und – bei einer Nahrung, die praktisch nur aus Maisbrei besteht, und nicht einmal das ist garantiert – mit Vitaminen versorgt werden. Ein zweites Ambulanzfahrzeug soll angeschafft werden, ein Hausbesuchssystem für Kranke ist derzeit mit Unterstützung eines extra eingestellten medical coordinator in Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsministerium im Entstehen, dafür werden robuste Fahrzeuge benötigt.

Welche Hilfe und Unterstützung benötigen Kinder in Swasiland aus Ihrer Sicht am dringendsten?

Was diese Kinder vor allem interessiert ist ganz einfach: dass sie einmal täglich zu essen bekommen; dass es immer noch jemanden gibt, der für sie da ist; und wenn sie älter werden, dass sie zur Schule gehen können – auch weil die Schule für die meisten Kinder der fröhlichste Ort in ihrem Leben ist. Um dabei zu helfen, kann man von hier aus dafür sorgen, dass vor Ort Nahrung, Betreuung und medizinische

Versorgung wenigstens rudimentär gewährleistet sind. Ganz dringend müsste natürlich auch eine bisher gänzlich fehlende Palliativversorgung aufgebaut werden – darüber mag ich überhaupt nicht nachdenken. Allerdings stellen sich noch sehr viel weitergehende Fragen: Was wird aus Kindern, die Krankheit und Sterben der Eltern in ihren Hütten miterlebt haben, die hinterher im glücklichsten Fall von einer überforderten Großmutter betreut werden oder als sogenannte »child headed families« allein leben? Was bedeutet all das für ihre psychische und soziale Entwicklung? Viele sind traumatisiert. Was wird aus einer elternlosen Generation, die nicht mehr lernt, dass die Eltern ihre Felder bestellen oder auf andere Weise für das Auskommen der Familie sorgen, sondern immerzu von (oft auch ausbleibender) Unterstützung lebt? Wenn man ein bisschen über die Gegenwart hinausdenkt, dann müssten Ausbildungsprojekte geschaffen werden, angepasst an die Infrastruktur des Landes, Arbeitsplätze – sobald man Swasiland ein bisschen besser kennt und anfängt nachzudenken, stellen sich ständig neue Fragen. Aber zunächst muss es einfach nur darum gehen, den Kindern das Überleben zu sichern. Was danach kommt, kommt danach.

Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen ... Wie schwer ist es Ihnen gefallen, diese Geschichten in Worte zu fassen?

Die erste Geschichte hat mich nach meiner ersten Swasiland-Reise regelrecht überfallen – am Flughafen Matsapha hatte die kleine Maschine nach Johannesburg vor meinem Rückflug wegen eines technischen Defekts einen mehrstündigen Aufenthalt, und in dieser Zeit habe ich dann den Anfang der Geschichte »Ich kenne einen Jungen in Afrika« mit Kugelschreiber vorne in meine Reiselektüre, einen Taschenbuchkrimi, geschrieben; am Tag vorher hatte ich die elternlose Kinderfamilie mit der gelähmten Großmutter gerade besucht, und sie ist mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Danach habe ich aber erst mal eine Pause mit dem Schreiben gemacht – die Swasiland-Erfahrungen habe ich als meine sehr persönlichen Erfahrungen empfunden, und ich wollte damit zunächst nicht an die Öffentlichkeit gehen.

Was hat Sie bewogen, jetzt dieses Buch zu veröffentlichen?

Inzwischen denke ich, dass es Sinn macht, solche Erlebnisse zu teilen. Wir alle kennen ja unendlich

viele Fotos und Dokumentarfilme über jede Form von Elend, nichts kann uns mehr überraschen und wirklich berühren – vielleicht auch deshalb verblüfft mich immer noch, wie sehr mich das, was ich in Swasiland erlebe, bis heute erschüttert und als wie unglaublich und geradezu unglaubwürdig ich es nach wie vor jedes Mal empfinde. Ich hatte beim Schreiben ein bisschen die Hoffnung, dass Erfahrungen, die in ihrer Intensität durch Bilder kaum mehr vermittelt werden können, vielleicht noch durch Sprache vermittelbar sind. Auch das bedeutet der Titel, der ja ein Zitat aus dem Buch ist: Es gibt Dinge, die sind so unglaublich, dass wir sie nicht wirklich erzählen, nicht wirklich vermitteln können.

Und doch müssen wir dann nach einer gewissen Sprachlosigkeit gerade über diese Dinge sprechen. Liegt darin schließlich auch die Motivation für Ihr Schreiben?

Eine der Motivationen. Wenn das Buch den Lesern noch einmal bewusst macht, dass das Elend anderswo auf der Welt – und ja nicht nur in Swasiland – ganz andere Ausmaße hat, und wenn das dann vielleicht noch etwas bei ihnen anstößt, dann hätten diese Geschichten für mich einen Zweck erfüllt, der ja,

wie die Entstehungsgeschichte der ersten Erzählung zeigt, gar nicht der ursprüngliche Anlass war. Geschrieben hätte ich sie so oder so. Einfach um mit meinen Erfahrungen fertigzuwerden auf die Weise, auf die Autoren das eben meistens erledigen: durch Erzählen.

Kirsten Boie unterstützt das Projekt MobiDiK Swasiland



Kinder in einem Neighbourhood Carepoint.

© privat

Frauen lernen in einem Workshop
wie man Memory Books gestaltet.



© privat

AFRIKA

SWASILAND

MOZAMBIQUE



NGONINI

PIGGS PERK

HHOHHO

MBABANE

LOMAHRASHA

SITEKI

MANZINI

MATSAPHA

MANZINI

LUBOMBO

SIPHOFANENI

HLATIKULU

SITOBELA

SHISELWENI

NHLANGANO

MHLOSHENI

SÜDAFRIKA

0 10 20 KILOMETER